

»... und ich vertraue auf den langen, langen Atem der Kunst«

Wenn Walter Jens, der »wegen eines Asthmaleidens jeden Tag nach Luft ringt«, vom langen Atem der Kunst, gar vom Vertrauen auf diesen spricht, dann ist sein Wort von besonders großem Gewicht.

Wir sprachen mit dem Schriftsteller über Kunst und Kunsthandwerk, Kultur und Kulturpolitik – einst und heute.

Herr Jens, in Ihrem Buch »Macht der Erinnerung« steht das »Lob des Gesprächs« an erster Stelle, und Sie leiten es ein: »Wer sich ans Allgemeine wagt, lautet eine alte rhetorische Weisheit, sei gut beraten, wenn er ... gleichsam überfallartig begänne«. So wagen wir einen überfallartigen Beginn: Welcher Auftrag ergibt sich für Kultureinrichtungen wie das Gewandhaus aus der heutigen Gesellschaft heraus?

Walter Jens: Ich gehe von der Kunst aus: Aufgabe von Literatur, Musik, bildender Kunst et cetera ist es, die Melodie vorzuspielen. Doch im Augenblick ist die Kunst zu defensiv, verhält sie sich zu angepaßt. Sie sollte viel entschiedener sagen: »Freunde, ihr wißt, wir leben nicht vom Brot allein. Ihr wißt, der Mensch, der sich auf den Fernsehkonsum beschränkt, ist nicht minder entfremdet als derjenige, der nichts zu essen hat. Und deshalb zeigen wir Künstler immer wieder, wie es sein sollte und wie es besser wäre.«

Die Aufgabe der Kunst ist, das schlechte Bestehende mit dem besseren Möglichen – im Sinne der konkreten Utopie, die Ernst Bloch entwickelt hat – zu konfrontieren. Darauf kommt es an. Es ist doch die Kunst, die sinnhaft zeigt, wie es um eine Gesellschaft bestellt ist, ob sie human ist oder sich einem Roboterdasein nähert. So gilt mein erster Appell der Kunst: Mut, Freunde! Zeigt, wie es sein könnte!

Ist es das, was die Mehrheit in unserer heutigen Gesellschaft von der Kunst erwartet?

Jens: Im Gegenteil, sie erwartet das nicht. Aber man muß dem Menschen zeigen, wieviel er verliert, wenn er ein kunstferner Banause bleibt. Da ist das griechische Theater mein Traum. Die Menschen begaben sich am frühen Morgen zur Bühne, und zwar nicht nur die Kenner, sondern auch die Sklaven und die Frauen. Und am Ende des Tages wurde den Bedürftigen das Eintrittsgeld erstattet. Kunst war ein Gut, das als ebenso bedeutsam erachtet wurde wie die Politik. Die Debatten auf dem Forum und die Debatten in der Orchestra gehörten unmittelbar zusammen. Das ist ein Traum, der mit der Wirklichkeit heute nicht viel gemein hat. Aber man muß immer wieder betonen: Auch so kann Kunst praktiziert und durch solch eminente Kunstanspannung eine humane Gesellschaft für Jahrtausende leuchtend präsentiert werden.

Man sollte stärker vom Ideal ausgehen, nicht sich von vornherein beschränken und sagen, »wir würden ja so gern, aber leider geht es nicht; moderne Musik beispielsweise will keiner hören«. Der Erziehungsprozeß ist lang. Aber die Norm, wieder und wieder zu zeigen, »so weit können wir gehen, aber leider läßt man uns häufig nicht«, die scheint mir unabdingbar zu sein. Zuerst die Idee, dann von mir aus Aufweis der Bedingungen, die der Verwirklichung dieser Idee hinderlich sind.

Ich sehe in unseren eigenen Reihen zu viele Resignierende, zu viele Zyniker, die behaupten: »Kunst, wen interessiert das noch? Ist das so wichtig? Im Grunde genommen glauben wir selbst nicht daran, und dann gar noch die Vorstellung, Kunst hätte etwas mit Bildung oder Moral zu tun, das ist doch absurd.« Gegen diese Zyniker in den eigenen Reihen und diese Menschen, die vorzeitig das Handtuch werfen, wende ich mich am entschiedensten. Das sind die eigentlich zu attackierenden Gestalten – nicht die Leute, die erzogen werden möchten.

Wir erleben heute, daß fast überall an der Kultur gespart wird, was zum Teil die Schließung von Sparten, sogar die Schließung von Theatern zur Folge hat. Doch in der Bevölkerung scheint das keinen Anstoß zu erregen. Werden aber Kindergärten oder andere soziale Einrichtungen geschlossen, nimmt die Bevölkerung sehr engagiert Anteil. Welche Gründe hat das aus Ihrer Sicht?

Jens: Es hat eine enge Kooperation – Hans Mayer hat oft darüber gesprochen, auch in Ihrem Magazin – zwischen breiten Bevölkerungsschichten und der großen Kunst, zumal der Kunst der Zeit, kaum je bestanden. Es gab ein bildungsbürgerliches Publikum, es gab ein aristokratisches Publikum, es gab die Kunst der Volksbühne und die Arbeiter-Bildungs-Institute, aber daß Kunst wie im alten Athen eine Affäre des ganzen Volkes war, kann man nicht sagen.

In Württemberg hat es immer den Spruch gegeben, »mer brauchet koi Kunscht, mer brauchet Krammbiere« – wir brauchen keine Kunst, wir brauchen Kartoffeln. Und das in einem Lande, in dem bis heute der Geist – »Geischt« sagen die Schwaben – von besonderer Wichtigkeit ist, wo bis heute behauptet wird, Kunst sei immer noch von großem Belang. Trotzdem zeigen sich die gleichen Tendenzen hier wie anderswo: Es fehlt das zu den Fernsehapparaten abgewanderte Publikum; Kultur wird nicht mehr als eine existentielle Angelegenheit betrachtet. Doch ich wiederhole: Das liegt zunächst an uns, den Künstlern und Kunstverwaltern. Wir müssen uns immer wieder fragen: Tun wir denn alles mögliche, um durch eine ruhige, souveräne, auch amüsante Unterhaltung und Belehrung – *docere* und *delectare* gehören nun einmal zusammen – das Publikum in der richtigen Weise auf das, was es bei uns erwartet, einzustimmen? Gehen wir vielleicht falsche Wege? Reden wir zuviel von den Opernhäusern und Konzertsälen und zuwenig von der musischen Erziehung, die unabdingbar ist? Bereiten wir junge Menschen durch einen klugen Unterricht genügend vor, daß sie einmal als die idealen Konsumenten, die zugleich auch Produzenten sein können, zu uns kommen? Und stellen wir uns selbst konsequent darauf ein, diesem Ansturm gewachsen zu sein?

Ich möchte bei der Basis beginnen, beim Unterricht in Musik, bildender Kunst und Literatur. Dabei ist die musische Unterweisung heiterer Art für mich das Wichtigste. Wenn wir das pädagogische Element in den Vordergrund rücken, dann können wir für die Zukunft hoffnungsfroher sein.

Also, starren wir nicht auf die Diskrepanz, auf das Ist, sondern auf das So-sollte-es-sein, und machen wir es von uns aus besser, indem wir zeigen, was ein Mensch verliert, dessen letzte Meditation nicht einer Sequenz von Mozart gilt, sondern der mit der Bild-Zeitung vor der Stirn elend krepirt.

Die Soziologie bezeichnet unsere gegenwärtige Gesellschaft als eine individualistische, als eine Erlebnisgesellschaft im weitesten Sinne, in der die Selbstverwirklichung des einzelnen im Vordergrund stehe, während die Menschen früher sich mehr an überkommenen Werten und Normen orientiert hätten. Stimmen Sie dem zu?

Jens: Fraglos ist die von Albert Camus beschriebene Dialektik von *solitaire* und *solidaire*, von einsam und gemeinsam, zerbrochen. Der Mensch schaut zuerst auf sich. Aber das hat er zu allen Zeiten getan. Es ist außerordentlich verlogen, wenn man sagt: »Früher fühlte sich der Mensch in der Gesellschaft geborgen.« Geborgen in dem Sinne, daß er den seine Existenz bedrohenden Angriffen der Außenwelt gewachsen war, ist er niemals gewesen. Und wenn man sagt, »früher war der Mensch in einem Wertgefüge eingespannt, das ihn trug«, dann kann man nur daran erinnern: Lebenserwartung 30 Jahre; Amputation bei lebendigem Leibe

... Für mich ist die Entwicklung der Kunst von ungeheurem Belang; die Entwicklung der Medizin von mindestens dem gleichen. Unser Leben hat sich in eminentem Maße verbessert. Wir haben eine viel höhere Lebenserwartung als noch vor 60 oder 80 Jahren. Das ist zunächst einmal wichtig. In diesem Rahmen hat die Kunst nach wie vor eine besondere Bedeutung, und ich denke, daß diejenigen, die immer von einem rapiden Absinken des Kunstinteresses sprechen, zuwenig bei Veranstaltungen von Laienorchestern sind, zuwenig auf die Qualität von Chören in den Schulen achten und viel zuwenig wissen vom nach wie vor hohen Niveau der künstlerischen Darbietung auf dem Felde des kunstreichen und begeisterten Dilettierens.

Muß man da nicht zwischen Kunst und Kunsthandwerk unterscheiden und diesen beiden Begriffen verschiedene gesellschaftliche Bereiche zuordnen?

Jens: Das glaube ich überhaupt nicht. Kunst ist weitgehend Handwerk, immer schon Handwerk gewesen. Kunst war und ist Auftragskunst, und die Künstler haben sich als Auftragsartisten empfunden. Die griechischen Tragiker hatten in jedem Frühjahr eine Tragödie abzuliefern. Wenn wir Bachs Verträge sehen, dann bemerken wir sehr schnell: Der hatte zu arbeiten und konnte nicht sagen, »mir ist nichts eingefallen, darum schweigt halt am Sonntag die Musik in der Kirche«. Nein, man kann nicht sagen, bis hierher reicht das Handwerkliche und nun plötzlich beginnt die große Kunst. Das geht ineinander über; die Grenzen sind fließend. Ich wehre mich gegen die Apotheose der großen Kunst und die Mißachtung des Handwerks.

Dilettant ist ja nicht nur in der deutschen Klassik ein ehrenwerter Begriff; man soll sich hüten, den Kunstbetrieb immer nur an Spitzenleistungen zu messen. Schauen wir mehr auf die Basis, schauen wir, was da nachrückt, und lassen wir die Kluft ein bißchen geringer sein, als es gemeinhin geschieht.

Aber die Kultur, die man auch als Hochkultur bezeichnet hat, prägt unsere gesellschaftliche Wirklichkeit nicht mehr in dem Maße, wie das einst und vor nicht allzulanger Zeit vielleicht noch der Fall war. Heute dominiert die populäre Kultur die Öffentlichkeit. Ist die Kultur, für die eine Institution wie das Gewandhaus steht, nicht längst in eine Nische gedrängt?

Jens: Ich geriere mich Ihnen gegenüber schon als etwas altvorderlicher Idealist, wenn ich auch diese These bezweifle. Die erste Auflage von Goethes »Wahlverwandtschaften« war noch 1910 nicht ausverkauft. Fontane konnte von seinen literarischen Arbeiten, es sei denn, sie erschienen in der *Gartenlaube* und anderen Zeitschriften, keinesfalls leben. Die Kluft zwischen der fortschrittlichen Literatur und einem breiten Publikum war immer außerordentlich groß. Es gab keine Nation von Trakl- und Heym-Lesern. Es ist ein schöner Trugtraum, wenn man sagt, »einmal hat die Kunst wirklich die Nation geprägt, wurde sie zu einer öffentlichen Affäre«. Natürlich hat es Ausnahmen wie Bayreuth gegeben, aber immer auch den Gegensatz: hier Sanssouci, dort Weimar. Friedrich der Große verachtete die Kunst seiner Zeit; Wilhelm II. nannte sie »Afterkunst« oder »Gossenkunst«. Und in der Weimarer Republik stand es leider nicht viel besser, sonst wäre es 1933 nicht so leicht möglich geworden, die gesamte Avantgarde aus dem Lande zu treiben – ohne nennenswerten Widerstand.

Ich bin da ein bißchen bedenklich, ob es wirklich so viel besser in früheren Zeiten gewesen ist.

Dennoch hat ein Paradigmenwechsel stattgefunden. Wenn wir an die Zeit Mendelssohns in Leipzig denken, da stand auf jedem Konzertprogramm fast ausschließlich zeitgenössische Musik. Und heute findet im wesentlichen nur eine Rückschau statt.

Jens: Das möchte ich zugeben, daß die Kluft zwischen der zeitgenössischen Musik und dem Publikum heute größer ist als früher. Ich glaube nicht, daß die Menschen mit weniger Begeisterung »Così fan tutte« oder das Requiem von Mozart hören. Aber die Fremdheit zwischen der zeitgenössischen Kunst und breiten Publikumskreisen ist in der Tat dramatisch.

Wie erklären Sie sich diese Entfremdung?

Jens: Einerseits sind die Anforderungen, die von der Kunst gestellt werden, außerordentlich hoch, andererseits haben wir in manchen Bereichen – man denke nur an gewisse modische Trends in der bildenden Kunst – nichts als Beliebigkeit. Die Maßstäbe, die angelegt werden, sind weniger streng als vor einigen Jahrzehnten. Aber letztlich hängt die Frage der Entfremdung wieder mit der Erziehung zusammen. Klassische Sonatenformen zu analysieren, ist relativ einfach. Aber sich in den oberen Klassen der Schulen, und sei es im Leistungskurs Musik, entschiedener mit der musikalischen Moderne auseinanderzusetzen, eine kenntnisreiche Analyse beispielsweise der Werke Wolfgang Rihms zu erarbeiten, das geschieht kaum. Insofern wächst kein Kennerpublikum nach.

Es kommen andere Probleme hinzu, etwa das »Regietheater«. Auch ich betrete Häuser ungern, wo ich am Ende nicht mehr sagen kann, waren nun in diesem Dreistundenstück 20 oder 30 Sätze von Schiller. Das Regietheater hat verhängnisvoll gewirkt und das Publikum, das mehr als bloßes *happening* erwartet, aus den Theatern verjagt. Da ist ein großer Einbruch erfolgt.

Nun leben wir doch in einer moralisch und geistig heterogenen Gesellschaft. Inwieweit kann Kunst darin wertstiftend sein?

Jens: Ich glaube nicht an ein Wertestiften der Kunst. Sie kann Werte bestätigen, die religiöse Kunst zum Beispiel. Aber erzieherisch hat die Kunst niemals operieren können. Mit Kunst wurde kein Krieg verhindert. Mit Kunst wurde kein fortschrittliches Gesetz durch das Parlament gebracht. Mit Kunst hat man zur Humanisierung des einzelnen zwar sehr viel, zur Humanisierung der Gesellschaft jedoch sehr wenig bewirkt. Ich bin skeptisch, was die Wirkung der Kunst nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit angeht.

Aber hat die Kunst dann eine unmittelbar moralische Funktion? Kann sie wirklich, wie Sie es eingangs formuliert haben, Ausdruck des Besseren sein?

Jens: Zunächst hat die Kunst keinerlei Aufgaben, und jedes Die-Kunst-soll, Die-Kunst-muß, Die-Kunst-hat ist für mich »Bitterfelder Weg«. Kunst soll überhaupt nichts. Der einzelne Künstler muß die Fähigkeit haben, seinen Intentionen unbeeinflusst durch irgend etwas von außen zu folgen. Doch zur Moralisierung im weitesten Sinne trägt die Kunst nicht bei. Sie kann den einzelnen wieder und wieder zeigen, was es bedeutet, über Grundfragen, die ein gesellschaftliches Miteinander betreffen, auf angenehme, intellektuelle, hochbewegende Weise informiert zu werden. Aber die gesamte Gesellschaft ist durch die Kunst nie geprägt worden, sondern immer nur einzelne kulturtragende Schichten. Und daß es diese kulturtragenden Schichten, die sich relativ wenig gefallen lassen, heute nicht mehr gibt, ist unbestreitbar.

Welche Aufgaben ergeben sich daraus für die Kulturpolitik?

Jens: Für sie ergibt sich als erste Aufgabe die Überwindung des Banausentums. Und für die Kulturpolitiker ergibt sich die Verpflichtung, selbst unmittelbar am kulturellen Geschehen teilzunehmen, und zwar nicht, indem sie sich nur bei Premieren, Festkonzerten oder Vernissagen zeigen, sondern indem sie mit ihren Kindern oder Enkelkindern die 23. oder 78. Aufführung eines Schauspiels oder ein ganz gewöhnliches Konzert besuchen. Mir imponieren Kulturpolitiker herzlich wenig, und das sind sehr viele, die niemals in Museen, Opern, Theatern und Konzertsälen zu finden sind. Wir haben zu wenige wirklich musische, zeichnensetzende Kulturpolitiker, die den Menschen zeigen: »Ich stehe dafür, und ich weiß, wovon ich rede.« Ich wünsche mir auf diesem Gebiet mehr ausgewiesene Kenner, nicht Berufspolitiker, sondern Menschen, die zeigen: »Ich verstehe existentiell, ich verstehe mit *cœur* und *raison*. Ich verstehe Literaten, für die Schreiben identisch mit Atmen ist und die in dem Augenblick gern sterben möchten, wo sie nicht mehr schreiben können. Ich verstehe Musiker und bildende Künstler, für die Arbeiten und Leben identisch ist. Ich kann das nachvollziehen und möchte, daß möglichst viele Leute begreifen, wie Künstler arbeiten und wie ungeheuerlich bedeutsam deshalb diese Form der Verlautbarung für viele Menschen ist.« Ich wünsche mir Kulturpolitiker, die sich kenntnisreich einzumischen verstehen – Hilmar Hoffmann hat in Ihrer Zeitschrift darüber gesprochen – und deshalb Vertrauen erwecken. Ich sehe in unserer Regierung zu wenige Menschen, die ihren Kolleginnen und Kollegen zeigen, daß Kunst eine Lebensfrage ist und nicht nur ein mehr oder minder beliebiges Additiv. Ich muß sagen – ich drücke mich jetzt sehr drastisch aus –, mich ekeln Politiker beiderlei Geschlechts an, die zumal in Fragen der Kunst Referentenreden verlesen. Wann immer es um Musik, Theater, Kunstausstellungen oder literarische Veranstaltungen geht, sollte man sich, sofern man ein bißchen auf sich hält, nicht der Ghostwriter bedienen. Ich kenne mittlerweile die Handschrift von einzelnen Ghostwritern und bekomme heiße Hände, wenn ich die Routine beobachte, mit der bestimmte Politiker diese Reden verlesen.

Ist dies nicht auch ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Wirklichkeit?

Jens: Sicher, aber es muß nicht so sein. Wenn an der Spitze Fachleute oder Enthusiasten stehen, die mit der Kunst leben, dann ist schon viel gewonnen. Es stand, was die Kunst angeht, nicht so schlecht, als wir in Deutschland einen sich höchst subjektiv äußernden, dilettierenden Literaten an der Spitze hatten, Theodor Heuss. Bei Richard von Weizsäcker haben wir gesehen, was ein *homme de lettres* an der Spitze eines Gemeinwesens bewirken kann. Und denken wir an Frankreich, an Figuren wie André Malraux oder auch François Mitterrand; dort wäre es undenkbar, daß jemand, der nicht auf literarischem Felde bewandert ist, dem Gemeinwesen vorsteht.

Ein anderes Beispiel: Wenn Sie nach England kommen, werden Sie in Oxford hören, »Sie sind heute abend bei Mr. X eingeladen, ein Erzreaktionär, aber er spricht ein hinreißendes Englisch«. Sie werden das gleiche in Frankreich erleben. Man sagt Ihnen, »Ihr Gastgeber ist Kommunist, aber sein Französisch ist aus dem Geiste Voltaires«. Und dagegen Deutschland! Wer sagt bei uns, »der Mann ist unsympathisch, aber er spricht ein wunderbares Deutsch«? Undenkbar! Wenn es nicht mehr als Auszeichnung gilt, daß einer seine Muttersprache beherrscht, und nicht als Negativausweis, daß einer in Provinzphrasen daherstammelt, wie es Bundeskanzler Helmut Kohl tat, dann stehen die Dinge nicht zum besten.

Betrachten wir das zusammenwachsende Europa: Gibt es für die Kulturpolitik darin einen legitimen Aktionsradius?

Jens: Vergeßt beim Entwurf des kulturellen, sozialen und nicht nur monetär bestimmten, von großen artistischen Leistungen geprägten Europas die Provinzen nicht! Darauf nachdrücklich zu verweisen, hat Deutschland ein Anrecht.

Aber in Deutschland selbst wird nicht von den Provinzen gesprochen, sondern heute bereits von der »Berliner Republik«. Ergibt sich aus der Hauptstadtfunktion Berlins eine neue Chance für die Kultur in Deutschland, eine Ausstrahlung, die einen positiven Einfluß auf die Provinzen gewinnen könnte?

Jens: Es gibt ein Phänomen, das unangetastet ist: Kunst putzt; man kann sich mit Kunst zieren. Das Münchner Kulturleben, geprägt von der CSU, zeigt höfische Strukturen. Die Residenz und das Residenztheater – eigentlich müßte man »Gourmettheater« sagen – gehören zusammen so wie das Opernhaus, die vielen Orchester und die feudale Politik. Aber das war immer so. Das braucht uns heute nur unter dem Aspekt zu interessieren, warum das in Bayern und nicht in Berlin so ist. Gerade in Berlin sollte man doch erwarten, daß die Frage etwa der drei Opernhäuser eine Selbstverständlichkeit ist und daß Berlin zunächst einmal auf die Kultur schaut; sonst ist die Stadt ja uninteressant, wenn sie keine kulturelle Metropole ist. Eine rein politische kann sie gewiß nicht sein, da wäre sie außerordentlich langweilig. Sie kann als Schaltstelle zwischen Warschau und Paris nur dank der kulturellen Valenz lebendig sein. Und deshalb bin ich außerordentlich verärgert, daß ausgerechnet an die Kultur mit dem Rotstift herangegangen wird. Es kann doch nicht sein, daß gesagt wird, »die Hauptstadt ist zwar Berlin, aber zu den Premieren fahren wir nach München«. Da sollten Kenner für stärkere Impulse sorgen, als das bisher der Fall war. Ich setze manche Hoffnung auf Michael Naumann. Man wird sehen, ob sich behutsam und langsam die Erkenntnis durchsetzt: Wir haben keine Metropole, wenn Berlin keine kulturelle Hauptstadt wird. Nur als solche hat sie ihre Bedeutung und wird sie ihre Wirksamkeit haben.

Und wird das, sofern es denn passiert, einen positiven Einfluß auf die Provinzen haben oder sehr vieles aufsaugen?

Jens: Die Dialektik von Kapitale und Aufstand gegen die Kapitale kann außerordentlich fruchtbar sein. Wir haben das jahrhundertlang an der italienischen Literatur verfolgt. Oder wir können Menenius Agrippa zitieren: »Die Glieder schaffen und der Bauch frißt alles auf.« Daß die Provinzen schaffen und die Kapitale frißt, das wird zu verhindern sein, wenn sich möglichst viele Leute für dieses Problem interessieren. Und ich glaube, daß sich in der Tat viele dafür interessieren und daß sich eine grenzensprengende Freundlichkeit durchsetzen wird.

Ich finde es zum Beispiel ungemein erfreulich, daß mein Nachfolger in der Akademie der Künste ein ungarischer Schriftsteller ist, ein Kosmopolit, Bürgerrechtler, Intellektueller; daß dem vielleicht etwas moralisch rigorosen Protestanten ein ungarischer Jude folgt. Das ist doch wunderbar. So weitsinnig stelle ich mir die Kultur vor wie am Beispiel von György Konrád: polyglott und kosmopolitisch, aber am Schreibtisch wird ungarisch formuliert. Dieser Mann ist zunächst ein Ungar, wie wir zunächst Deutsche sind, und dann auch Europäer. Ich freue mich – so Gott will und wir leben, wie wir Christen sagen – auf dieses Wechselspiel zwischen Provinzialität und europäischer Weltläufigkeit.

Wir stehen am Ende eines Jahrhunderts. Als es begann, befand sich die Kultur in höchster Blüte. Die kulturtragenden Schichten waren – pauschal gesagt – intakt; die höfische, die bürgerliche, die proletarische und – nicht zu vergessen – die aus der deutsch-jüdischen

Symbiose erwachsene Kultur waren lebendig. 100 Jahre später ist von all dem nichts mehr übrig. Ist diese Bilanz nicht ernüchternd?

Jens: Sie kann nur negativ sein, wenn wir bedenken, daß wir zwei Diktaturen hatten, die faschistische und die stalinistische, die nicht nur Millionen Menschen das Leben kosteten, sondern die auch die Kultur extirpiert haben. Wir dürfen nicht vergessen, daß deutsche Musik über Jahre hinweg nicht in Berlin, sondern in Kalifornien komponiert worden ist. Wir müssen bedenken, wie gewaltig der Aderlaß auf dem Gebiet der Literatur gewesen ist – in Deutschland und vor allem in der Sowjetunion. Der Kunst ist es nicht nur an den Kragen, sondern an den Kopf gegangen! Alles ist umgestülpt worden. Und wir haben eine vollkommen andere Situation in der Kunst und auch in der Wissenschaft als zu Beginn des Jahrhunderts. Wir sind nach einer Zeit des brutalsten Banausentums, das durch die Besetzungen ganz Europa erfaßt hatte, jetzt wieder dabei, langsam – und das geht nur sehr langsam – nach neuen Wegen zu suchen; uns dabei auch von der Dominanz der Vereinigten Staaten auf kulturellem Gebiet – in der Kunst wird das leichter sein als in der Wissenschaft – zu lösen; Solidaritäten im Politischen nicht aufzukündigen, aber wieder entschiedener als bisher eigene Wege zu gehen.

Es wäre ein Wunder, wenn die Vertreibung und Ermordung der Intelligenz inklusive der nachfolgenden Dogmatisierung folgenlos geblieben wäre. Es hat ja nicht nur in der DDR auf dem Gebiet der Kunst der Dogmatismus der Kleinbürger geherrscht. So sind bei der Eröffnung des Schillertheaters auf Anweisung des damaligen Senators, Joachim Tiburtius, die Ostberliner Intendanten eingeladen worden. Würden sie trotzdem kommen, sähen sich die Westberliner Behörden gezwungen, sie mit Hilfe der Polizei des Saales zu verweisen. Das muß man sich vorstellen: So tief unten waren wir einmal!

Wir sind erst langsam auf dem Weg zu neuen Ufern. Und ich glaube, die Besonderheit der Kunst besteht darin, daß sie innehalten kann, wenn sie inmitten rapider Veränderungen der Wirklichkeit im Gegensatz zu früheren Zeiten vorübergehend eine zweite oder dritte Rolle spielen muß. Wenn sie muß! – obgleich es nicht gut ist. Aber in dem Zusammenhang, daß die zweite Welt zusammengebrochen ist; daß sich Veränderungen wie nie zuvor ergeben haben; daß diejenigen, welche die deutsche Kultur vorangetrieben haben, die Juden vor allem, in den Konzentrationslagern ermordet worden sind, kann man eine Zeitlang innehalten wie der Torero bei Ortega y Gasset: »Wenn die Hörner des Stiers sich senken, ist es nützlich, einen Augenblick lang in den bergenden Schatten der Barriere zurückzugehen, um dann langsam und bedachtsam wieder voranzuschreiten: kommender Gunst vertrauend.«

Ich glaube nicht, daß die Kunst überrollt werden kann. Ich glaube auch nicht, daß man sagen muß: »Ihr habt nicht rechtzeitig das Ruder herumgerissen.« Der Kulturpolitik kann man es sagen. Aber was die Kunst der eigentlich Produzierenden, der Artisten, angeht, da sollte man Geduld haben. Ich habe mich daran gewöhnt, auf dem Felde der Kultur lange dunkle, graue und dann plötzlich helle Dezennien, vielleicht sogar Jahrhunderte einzukalkulieren, und ich vertraue auf den langen, langen Atem der Kunst. Ich bin da ganz und gar nicht pessimistisch.

Interview: Christian Ehlers, Claudius Böhm